



DER WAGEN ERZÄHLUNGEN



Für alle, die auf der Flucht sind.

Impressum

Bertuch Verlag GmbH
Schwanenseestraße 101
D-99427 Weimar
www.bertuch-verlag.com

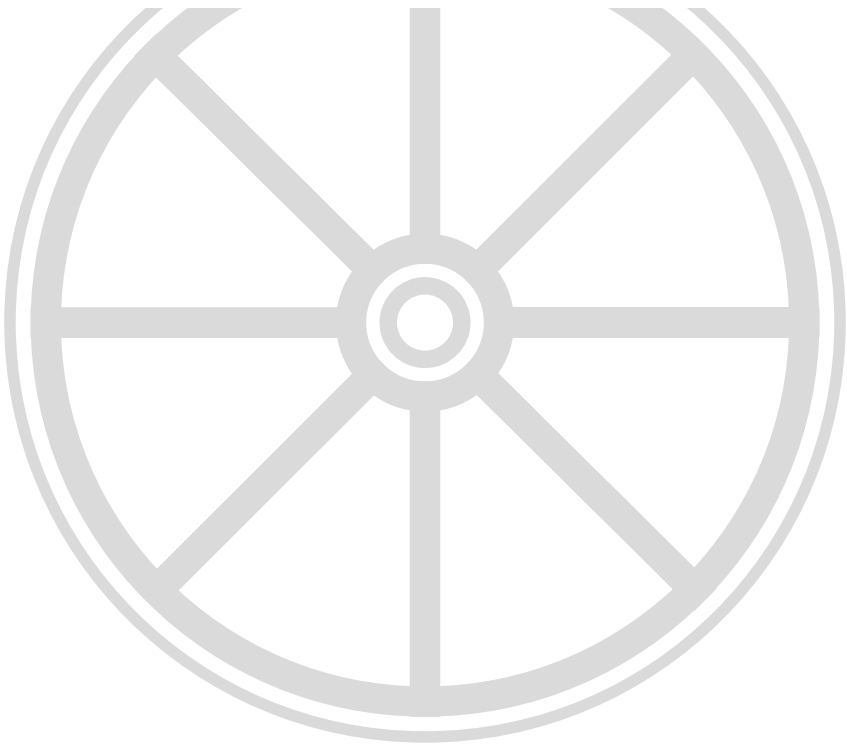
Alle Rechte vorbehalten.
© 2021

Lektorat:
Dr. Katharina Theml;
Ö GRAFIK

Grafische Gestaltung:
Thomas Walther, BBK

Realisierung:
Ö GRAFIK
agentur für marketing und design,
Dresden

Druck: gedruckt in der EU
Preis: 20,00 €
ISBN 978-3-86397-157-1



DER WAGEN



Es ist ein Tag wie jeder andere. Der Wind hat große Löcher in die Wolken gestanzt, aus denen die Sonne lugt. Heinrich Grigoleit kneift die Augenlider zusammen, um das Lichtspiel in den Wolkenlücken zu betrachten.

Grigoleit ist ein alter Mann. Er befindet sich in der letzten Lebenskurve, geht aber noch aufrecht und mit langen Schritten, wenn es nötig ist. Als Ingenieur weiß er, dass er aufpassen muss, damit er nicht bei zu viel Tempo hinausgetragen wird. Seine Frau und Mutter seiner Kinder ist gestorben, Sohn und Tochter gehen seit Langem eigene Wege. Er musste sich in seinem Leben neu einrichten, jetzt hier auf dieser paradiesischen Insel. Die schönste Zeit seines Lebens hat er hinter sich. Schön ist vielleicht geprahlt, denkt er, denn oft hat ihn das Schicksal hin und her geworfen, auch kräftig gebeutelt. Einige Male wurde er auf ein neues Gleis gesetzt, und das Schicksal rief ihm zu: Nun fahr schon los! Abgefahren ist er immer, meistens auch angekommen, aber unter Schmerzen. Manchmal hatte er guten Wind in seinen Segeln, sonst wäre er nicht hier gelandet.

Er ruht sich aus, liebt die Einsamkeit, fernab von dem Gerede all der Menschen. Seine Lebensuhr läuft jetzt langsamer. Meine Lebenszeiger stehen kurz vor zwölf, aber geschlagen hat die Uhr noch nicht, Gott sei Dank, denkt er. Er fühlt sich wohl wie lange nicht. Das Leben hier gefällt ihm. Schnee und Frost meidet er, zu sehr haben sie ihn auf seiner Lebensreise bedrängt, seine Lebenskraft geschwächt, ihm fast den Tod gebracht. In den Träumen greifen sie noch immer nach ihm, dann versucht er, das Böse zu verdrängen, um wieder zum Schönen zu gelangen.

Den feinsandigen Inselstrand heizt die Sonne kräftig auf. Es knistert, als wollte Feuer ausbrechen. Er genießt es, hier barfuß zu laufen, seine Zehen in den sonnenbeheizten, wärmenden Sand zu versenken und die Fußsohlen wohligh darüber abrollen zu lassen. Nur kurz bleiben seine Fußspuren an der Meereskante sichtbar, bis gieriges Meerwasser sie aufleckt. Zurück bleibt Leere. Die ganze Welt ist leer, so grenzenlos leer, dass man sich verlaufen könnte.

Seinen Körper umspielt ein warmer Wind, wie lange nicht mehr. Er schmeichelt ihm und er genießt es, so gestreichelt zu



werden. Der Strand ist breit und menschenleer, mit entwurzelten Bäumen, die ihre trockenen Äste in den Himmel strecken, und Tang, der in großen Haufen von der letzten Sturmflut zurückgeblieben ist. Vom Wind getragen rieselt feinkörniger Sand von den weißen Dünen, liegt da wie Schnee vom Winter. Die gewehten Muster des Windes ähneln einem Kunstwerk. Ständig sind sie in Bewegung, zeichnen sich neu, laufen im Wasser aus oder eilen ins Land davon. Ein Kommen und Gehen, ein Werden und Vergehen.

Grigoleit ist alt. Seine Füße sind nicht mehr so behände unterwegs, sie schleifen öfter über den Sand und lassen eine flache Rinne zurück, wie von einer Hacke gezogen. Ich nähere mich jetzt der Erde, langsam, aber stetig, erklärt er seinen Freunden. Er musste sich in seinem Leben neu einrichten und hat es getan. Am Anfang war es schwer, aber nach einer gewissen Zeit fand er Gefallen daran. Das Strandlicht umspielt sein Gesicht und lässt ihn ins Träumen geraten. Er erinnert sich an die Nächte in seiner Kindheit, als er im bitterkalten Winter mit dem Wagen unterwegs war.

Grigoleit setzt sich an den Rand der Düne und schaut auf das Meer. Es ist sein Sehnsuchtsort, obwohl er in seiner Kindheit nur einmal dort war, und das aus einem traurigen Anlass. Seitdem hat er das Meer nicht vergessen. Sein unergründliches Rauschen, sein dumpfes Rollen, seine hohen Wellen, wenn es wütend wurde. Manchmal kommt ihm das Meer wie eine Urmutter vor, aus der alle Kreaturen stammen, immer wieder dort geboren werden. An seinem Leben frisst die Zeit. Je älter er wird, umso mehr verliert er Teile seiner Erinnerung. Es ist besser, in Gedanken den Weg noch einmal zurückzugehen, als große Zukunftspläne zu schmieden. Er glaubt, seine Zukunftsspanne zu kennen, die Zeit, die ihm noch bleibt. Ab und zu sucht ihn jetzt eine gewisse Lebensangst heim. Er spürt, dass er bestimmten Dingen nicht mehr gewachsen ist. Mir wird angst, manchmal allein zu sein, murmelt er.

Das Meer ist heute flach wie ein Spiegel. Kommt Wind auf, kräuselt sich das Wasser, blitzt auf, sobald die Sonne seine Oberfläche trifft. Wird der Wind stärker, sieht man nur noch die Schaumkronen, die sich verdunkeln, sobald sie ins Wasser



stürzen. Geht die Sonne unter, färbt sie mit ihrem bunten Licht den Himmel feuerrot. Am Meer hält er immer Ausschau nach dem Horizont, aber er vergisst auch nicht das Nahe vor seinen Füßen, die kleine Welt der Unmittelbarkeit.

Gestern sah er sie zum ersten Mal. Zunächst glaubte er an eine Fata Morgana. Dann wischte er sich über die Augen, um eine imaginäre Trübung von seinen Augen zu entfernen, aber die Erscheinung blieb. Zwei Boote tauchten aus den blauen Tiefen des Horizonts auf. Es waren schmale, afrikanische Langboote, deren Steven etwas aus dem Wasser ragten. Wie aus einem Scherenschnitt gefertigt, glitten sie am Horizont entlang, tankten kurz etwas von der untergehenden Sonne, verschwanden wieder im grauen Meerschatten, tauchten dann wieder auf.

Mit seinem alten Feldstecher erkannte Grigoleit Köpfe, die kurz über dem Bootsrand erschienen, verschwanden, dann auftauchten wie im Kasperletheater seiner Kindheit. Ein Segel war nicht gesetzt, nur den schmalen Mast sah er, der wie eine spitze Nadel in den Himmel stieß. Aber lange Ruder konnte er erkennen, die rhythmisch ins Wasser tauchten. Ab und zu machten sie eine Pause. Das Boot schaukelte dann in den Wellen.

Die Sonne war schon fast im Horizont untergetaucht, nur noch ein grau hingestreutes Licht war zu sehen, da erschien ein rotes Schlauchboot. Es lag tief im Wasser und zog eine breite weißsprudelnde Spur nach sich. Menschen sah er nicht. Das Boot glich einem modernen Fliegenden Holländer. Vielleicht war es auch einer, dachte er. Als ein bläulich aschfarbener Mond aufstieg, nahm die Nacht die Boote mit. Am nächsten Morgen, nachdem die Nacht sich wieder verkrochen hatte, blieb der Horizont leer.

Heute ist er schon früh unterwegs. Die Unrast hat ihn gepackt, auch die Neugier, ob die Boote wieder zu sehen sind. Es ist Ebbe. Der Flug der Möwen scheint auf der Stelle zu treten, als hätte die Ebbe sie zurückgelassen. Die Hungersteine liegen wie Trittsteine in eine andere Welt im ablaufenden Wasser. Scharfer Geruch hängt über dem Strand und breitet sich schmutzig bis zu den Granitfelsen aus.

Verfaulender Tang und Gras bleichen in der Sonne. Weißer Schlick schlängelt sich wie ein Band am Strand entlang. Austern-



NOAH



Es ist Morgen. In den Bergen hängen Wolken wie zerschlissene Laken über den Tälern, und an den Flanken der Berge streicheln die Baumwipfel den Himmel. Später biegen sie sich unter dem heulenden Gelächter des Windes. Ein Chaos scheint dort zu herrschen, immer mehr Wolken jagen vorüber wie flüchtende Geister. Gegen Mittag hört man den Südwind, als er trocken knisternd über die Dächer streicht und seinen heißen Atem in die Ritzen bläst. Dann wandert er ziellos um die Häuser, sonst ist es still. Nur das Knacken der Zikaden ist zu hören. So vergeht der Tag.

Der Abend liegt auf den Dächern und nimmt die Farben der untergehenden Sonne an. Die Nacht bricht so plötzlich herein, dass ich einen Augenblick wie blind dastehe. Unter der Nachtschwärze duckt sich die Erde, nur das Kreuz des Südens steht strahlend am Himmel.

Ich bin angekommen. Eine weite Reise liegt hinter mir. Ich träumte, ich wäre in einem mythischen Wald unterwegs, gestreichelt von einem matten, geschmeidigen Bronzeton, einem sichtbar gewordenen überirdischen Licht. Es wirkte auf mich, als ginge ich durch ein von Feen bewohntes Tal, so anheimelnd kam mir die beschienene Landschaft vor. Vermutlich war es nur eine Fata Morgana, die mich heimsuchte.

Ich komme aus einer anderen Zeit, um in das unbekannte Vorzeitdunkel einzudringen. Dabei erinnere ich mich an die Ratschläge meiner Großmutter: Wenn du wirklich leben willst, musst du immer ein Stück Himmel über dir haben, wo du auch bist, denn das Licht des Himmels bedeutet Leben.

In der ersten Nacht, in diesem mir unbekanntem Land, tauchen in meinen Träumen die Gesichter meiner ehemaligen Freundinnen auf. Sie lächeln mir verschmitzt zu, aber nicht mehr so wie früher, als wir uns liebten. Sie wünschen mir Glück, denn an ihrem Lächeln kann ich schnell erkennen, was sie denken. Das ist neu für mich, vermutlich eine Gabe, die man mir auf die Reise mitgegeben hat, um hier besser bestehen zu können. Oh, sagt Lisa, er ist weit weg, hoffentlich geht es ihm gut. Ich glaube nicht, denn er ist immer so genau, da steht er sich bestimmt oft im Weg. Dabei zupft Thea sich leicht an den Augenbrauen. Ich hätte das nicht getan, bei allem, was ihn erwartet,



spricht Margarete leise, und ein verlegenes Lächeln spielt um ihre Lippen. Ich wäre liebend gern mitgefahren, denn schon mit ihm zusammen zu sein, wäre sehr schön gewesen. Schade, sagt Almut, und ein trauriger Schatten fällt auf ihr Lächeln. Dann ist der Traum vorbei. Als ich erwache, weiß ich nicht, wo ich bin, aber das ist mir auf früheren Reisen auch schon so ergangen. Ich muss mich dann schütteln wie ein Hund, der aus dem Wasser steigt, um die vielen Traumsequenzen loszuwerden.

Mein vorgesehene Ziel habe ich verfehlt. Vielleicht war es ein Steuerungsfehler, oder der Flug wurde so programmiert, um mir Zeit zur Eingewöhnung zu geben. Als Fremder muss ich mich vorsichtig bewegen. Mein Fremdsein lässt sich nicht verbergen, auch wenn ich ein noch so freundliches Gesicht aufsetze. Sich den hiesigen Gepflogenheiten anzupassen, ist eine Voraussetzung, um erfolgreich zu sein. Auch die Sprache gehört dazu. Eine verbindliche Haltung gegenüber den Einheimischen sowieso.

Zu Hause habe ich das trainiert. Oft musste ich mich korrigieren lassen, wenn ich zu nachlässig auftrat, nicht genau zuhörte. Mein Mentor wiederholte ständig, bis ich es nicht mehr hören konnte: Nur im Gespräch findest du Zugang zu Menschen und mit einem freundlichen Gesicht dazu.

Schon am ersten Tag erhalte ich eine Schlafstätte von einem Mann, den ich in einer Gasse anspreche. Der Mann ist klein, untersetzt, mit langen Händen, die so gar nicht zu seinem kleinen Körper passen, einem viereckigen Brustkasten und einem kleinen Kopf, aus dem mich dunkle Augen freundlich ansehen. Ja, freundlich, das ist schon gut. Was mag er von mir denken? Ich sehe ihm an, wie seine Gedanken hin und her galoppieren, und höre ihn zu sich sagen: Wer ist das? Schon ein Fremder, aber so einen habe ich noch nie gesehen. Er hat eine weiße Haut, wie Schnee, von dem ich gehört, den ich aber noch nie gesehen habe; und er hat blonde Haare, die es hier selten gibt. Und an den Füßen trägt er Schuhe aus Riemen, die mir völlig unbekannt sind; aber fest sind sie bestimmt, da kommt kein Dorn durch die Sohle.

Meine Schlafstätte ist einfach, mit einem Bett, das mehr ein mit Gurten verzurrtes Gestell ist, es ist hart. Schon bei seinem Anblick sehne ich mich nach meinem heimatlichen Bett.



Die Kammer ist so niedrig, dass ich mich gebückt bewegen muss. Und das Fenster gleicht einem Loch, mit Pergament bespannt, durch das man das Draußen nicht sehen, nur erahnen kann.

Mein Hauswirt ist ein Bauer, und seine Fragen beantworte ich geduldig und ausgiebig, um keinen Argwohn zu erwecken. Vom Bau der großen Kiste hat er auch gehört, als ich ihm davon erzähle. Damit erkläre ich meinen Besuch in dieser Gegend. Er schüttelt den Kopf, stößt die Luft durch die Zähne, so unglaublich erscheint ihm das Unternehmen, von dem ich berichte. Einen Erfolg habe ich schon, da muss ich mich nicht verstellen, von der Kiste hat man gehört! Ich bin ihr also auf der Spur, und das macht mich froh. Froh, dass ich nicht wie ein Fährtenhund große Bogen im Gelände ablaufen muss, um etwas zu erfahren. Mein Vermieter wird mir auch behilflich sein, ein geeignetes Fuhrwerk zu besorgen, das mich gefahrlos zu diesem Noah bringen wird. Das hat er mir versprochen.

Von Noah hat er noch nie etwas gehört. Als ich ihm von dem Mann erzähle, sagt er, es seien eine Reihe solcher Typen unterwegs. Immer wieder erscheinen neue in der Welt. Oft sind es selbst ernannte Prediger mit einer Handvoll von Anhängern, die recht und schlecht leben, vorwiegend um Nahrung betteln und den Leuten unglaubliche Dinge erzählen. Meistens geht es um den Weltuntergang, vor dem man sich schützen soll. Ich frage mich, sinniert er, woher die alle kommen und was sie antreibt. Und warum reden die ständig vom Untergang, wo wir doch leben wollen?

Den Bauern geht es in diesem Jahr schlecht, meint mein Vermieter. Bauern klagen immer, sagte mein Großvater, obwohl er selbst einer war; dabei lächelte er verschmitzt, griff in die Hosentasche und klimperte mit dem darin liegenden Münzgold. Es hat in diesem Jahr hier nur wenig geregnet. In den Feldern rascheln die tauben Ähren, und die Kartoffeln welken im Kraut. Die Kühe sind mager, ihre Euter schlaff wie leere Beutel, und die Schafe verlieren die Wolle; selbst den Eseln versagt manchmal die Stimme, so heiß ist es. Obwohl ich kein Landwirtschaftsexperte bin, sehe ich die Misere auch. Es sieht nicht gut aus in der Landwirtschaft.





Berndt Seite wurde 1940 in Schlesien geboren.

Nach Flucht und Vertreibung legte er das Abitur in Schulpforte ab, anschließend studierte er Veterinärmedizin an der Humboldt-Universität zu Berlin. Promotion.

Von 1964 bis 1990 war er als praktischer Tierarzt tätig. Mit Gleichgesinnten gründete er 1989 das Neue Forum in Röbel/Müritz, dessen Sprecher er war.

Im Dezember 1989 dann den Verband der Tierärzte in der DDR, dessen Präsident er wurde. Mit seiner Wahl 1990 zum Landrat seines Heimatkreises trat er endgültig in die Politik ein. 1991 wurde er Generalsekretär der CDU von Mecklenburg-Vorpommern. Von 1992 bis 1998 amtierte er als Ministerpräsident des Bundeslandes.

Seit seiner Pensionierung ist er als freier Schriftsteller tätig, schreibt Lyrik und Prosa und setzt sich mit politischen, philosophischen und lebenspraktischen Themen auseinander. Er hat eine erwachsene Tochter und einen erwachsenen Sohn. Mit seiner Frau lebt er in Mecklenburg.

Bisher erschienen

- › Sommerschnee, Bertuch Verlag Weimar, 2020
- › Der Traum des Mauerseglers, Bertuch Verlag Weimar, 2019
- › Als der Wind zu Besuch kam (Lyrik von 1997 bis 2017), Bertuch Verlag Weimar, 2018
- › Von Evchensruh nach Adamshoffnung, Erzählungen, Bertuch Verlag Weimar, 2017
- › Im Lerchenwald, Miszellen, Bertuch Verlag Weimar, 2016
- › Gefangen im Netz der Dunkelmänner, Die Stasiakte, Bertuch Verlag Weimar, 2015
- › N wie Ninive, Erzählungen, Bertuch Verlag Weimar 2014
- › Die Rampe oder An der Lethe wachsen keine Bäume, Erzählung, Theater der Zeit Berlin, 2013
- › Strandgut, Inseltagebuch, Bertuch Verlag Weimar 2013
- › Hypomnemata, Notizen am Ende eines Tages, Books on Demand, Norderstedt, 2011
- › Schneengel frieren nicht, Biografie, Theater der Zeit Berlin, 2009
- › Strandgut, Inseltagebuch, Selbstverlag, 2008
- › Neues vom Mond, Lyrik, Selbstverlag, 2007
- › Miszellen, Notate, Selbstverlag, 2006
- › Nimmt die Windbraut doch den Schleier, Lyrik, Selbstverlag, 2005
- › Weißer Rauch, Erzählung, Konrad Adenauer Stiftung, 2004
- › Grundwerte heute, Kath. Akademie Hamburg, 1993

